

Moira Fowley-Doyle
Wenn der Sommer endet

MOÏRA FOWLEY-DOYLE

WENN DER
SOMMER
ENDET

Aus dem Englischen
von Karen Gerwig



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2016

Copyright © Moira Fowley-Doyle, 2015

First published as »The Accident Season«
by Random House Children's Publishers UK

A Penguin Random House Company

© 2016 für die deutschsprachige Ausgabe cbt Verlag,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München,

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Karen Gerwig

Umschlaggestaltung: © init | Kommunikationsdesign,

Bad Oeynhausen, München unter Verwendung

des Originalumschlags (© Mark Owen/Arcangel Images)

jb · Herstellung: wei

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-16407-5

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

*Für meine Familie –
Hauptsächlich für Claire*

*So lasst uns die Gläser erheben auf die dunkle Zeit,
Auf unsere Seelen, die wir im Fluss versenken,
Auf das Ungesagte, auf die Geister in den Wänden,
lasst uns trinken auf die dunkle Zeit.*

Als ich Bea die Worte mit eindringlicher Stimme vortragen hörte, lief es mir kalt den Rücken hinunter. Sie drangen tief in mich ein, es war ein Gefühl, als würde ich entzweibrochen und zu etwas anderem werden. Wir schwitzten unter unseren Masken, aber wir nahmen sie nicht ab. Es fühlte sich an, als wären sie zu einem Teil unserer Haut geworden.

Das Feuer in der Mitte des Raums knackte und ächzte, und die Bögen über den Türen flüsterten. Ich weiß nicht, woher ich wusste, dass Sams Augen geschlossen waren oder dass Alice Seitenstechen hatte. Ich wusste nur, dass ich sie alle war. Ich war Alice mit halb geöffnetem Mund, vielleicht vor Aufregung oder auch vor Angst; ich war Sam mit geballten Fäusten; ich war Bea, die sich vor uns anderen wiegte, das rote Kleid von Schweiß durchtränkt; und ich war ich selbst, Cara, und ich fühlte mich, als würde ich gleich explodieren. Beas Füße trommelten rhythmisch auf den Holzboden. Ihre Stimme schwoll an. Bald bewegten

wir uns alle, und die Bodendielen erschütterten die Decke im Raum darunter. Wein spritzte aus unseren Gläsern und tropfte auf den Boden wie Blut.

Als wir in den Überresten des großen Hauptschlafzimmers um das Feuer stampften, weckten wir etwas auf. Vielleicht war es etwas in uns; das rätselhafte Etwas, das uns zusammenhält. Vielleicht war es etwas zwischen uns; etwas in der Luft oder in den Flammen, die um uns züngelten. Oder vielleicht war es das Haus selbst; die Geister zwischen den Wänden oder die in jedem Schloss verankerten Erinnerungen, die Geschichten in den Ritzen zwischen den Bodendielen. Wir waren dabei, in Stücke zu zerbrechen und als Ganzes wieder zu erscheinen. In diesem Geisterhaus, in den letzten Tagen der dunklen Zeit, würden wir nicht sterben.

1.

Elsie ist auf allen meinen Fotos. Das weiß ich, weil ich sämtliche Fotos durchgesehen habe, die in den letzten siebzehn Jahren von mir und meiner Familie gemacht wurden, und sie ist auf allen.

Ich habe es erst gestern Abend bemerkt, als ich die Fotos von einem halben Jahr auf meinem Smartphone aussortiert habe. Sie ist in der Mittagspause in der Umkleidekabine. Man sieht sie am Bildrand auf Schulausflügen. Sie ist bei jeder Aufführung der Schule dabei. Ich dachte: *Was für ein Zufall, Elsie ist auf allen meinen Fotos.* Dann habe ich mir aus einer Ahnung heraus alle anderen Fotos auf meinem Computer angeschaut. Und die, die ich in meine Tagebücher eingeklebt habe. Und die in meinen Familien-Fotoalben. Elsie ist auf allen zu sehen.

Sie dreht der Kamera bei Geburtstagen den Rücken zu. Sie ist bei Familienurlaube und Spaziergängen am Meer dabei. Auf Fotos, die zu Hause aufgenommen wurden, er-

scheint sie sogar angedeutet als Spiegelung in Fenstern und Spiegeln, wenn man den Hintergrund heranzoomt. Ein Ellbogen hier, ein Knöchel da, eine Haarlocke ...

Gibt es wirklich Zufälle? So viele Zufälle?

Elsie ist nicht meine Freundin. Eigentlich ist Elsie niemandes Freundin. Sie ist einfach das Mädchen, das zu leise spricht und zu dicht neben dir steht, mit der du damals mit acht irgendwie befreundet warst, als dein Vater gerade gestorben war, das du dann aber zusammen mit den Puppen, Teeservices und anderen Relikten der Kindheit mehr oder weniger hinter dir gelassen hast.

Ich habe eine repräsentative Zusammenstellung von zweiundsiebzig Bildern der letzten Jahre auf mein Handy geladen, um sie Bea vor dem Unterricht zu zeigen. Ich möchte sie fragen, ob sie glaubt, dass hier etwas echt Merkwürdiges vor sich geht oder ob die Welt wirklich so klein ist, dass jemand auf allen Fotos einer anderen Person auftauchen kann.

Sam habe ich die Fotos noch nicht gezeigt. Ich weiß nicht, warum.

Auf den älteren Bildern sieht unser Haus aus wie aus einem Comic: keine Autos in der Einfahrt, bunte Vorhänge rahmen die Fenster sanduhrförmig ein, eine Rauchwolke hängt über dem Schornstein wie weiße Zuckerwatte. Mein siebenjähriges Ich spielt vor dem Haus mit Alice »Snatch the Bacon«. Und ganz am Rand sieht man ein Bein, den Saum eines karierten Rocks und den Absatz von einem dieser praktischen braunen Gesundheitsschuhe, die Elsie immer trägt.

Die Fotos wurden vor einem Jahrzehnt gemacht. Heute

Morgen kommt kein Zuckerwatterrauch aus dem Schornstein und die Sanduhrvorhänge des Wohnzimmers rahmen das Bild meiner Mutter ein, die auf einem Bein hüpfert, während sie versucht, einen Stiefel über den anderen Fuß zu zerren. Alice steht draußen und stampft mit ihren Füßen ungeduldig auf. Sie geht zum Fenster, klopft an das Glas und sagt meiner Mutter, sie solle sich beeilen. Sam lacht im Flur, unsichtbar in der Morgensonne, die alles hinter der Eingangstür in Schatten taucht. Ich schiebe die Fäuste tiefer in die Taschen und schaue zum Himmel auf. Die wenigen Wölkchen scheinen auf mich herunterzuschauen, wie ich hier seitlich am Auto lehne.

Alice ist meine Schwester. Sie ist ein Jahr älter und tausendmal klüger, zumindest würde sie mich das gern glauben machen (und vielleicht hat sie ja auch recht). Sam ist mein Ex-Stiefbruder, was ein Zungenbrecher ist, aber da unsere Eltern geschieden sind, ist er genaugenommen nicht mehr mein Bruder. Sein Vater war mit meiner Mutter verheiratet, bis er vor vier Jahren verschwand. Er ist mit einer Anthropologin durchgebrannt und verbringt jetzt seine Zeit damit, in den Regenwäldern von Borneo Affen zu beobachten. Sam wohnt inzwischen seit sieben Jahren bei uns, also ist er wohl im Grunde schon mein Bruder, aber eigentlich ist er hauptsächlich Sam, wie er da hochgewachsen im Schatten des Flurs steht und ihm die dunklen Haare in die Augen fallen.

Da ich weiß, dass es eine Weile dauern wird, bis alle im Auto sitzen, nehme ich die Hände aus den Taschen und ziehe wieder mein Handy heraus. Zum dritten Mal an diesem Morgen blättere ich die Fotos durch und spiele »Elsie suchen« wie in den *Wo ist Walter?*-Büchern.

Mir ist vorher nie aufgefallen, dass Elsie immer besorgt aussieht. Sorgenfalten zerknittern ihre Stirn und ihr Mund formt immer einen leichten Flunsch. Wenn sie den Kopf weggedreht hat, sehen sogar ihre Haare irgendwie besorgt aus. Das ist eine ziemliche Leistung. Ich frage mich, wie meine Haare aussehen, wenn man mich von hinten sieht. Meinen Hinterkopf sehe ich ja nicht sehr oft. Im Gegensatz zu Elsie posiere und lächle ich, wenn jemand ein Foto macht.

Wenn Alice den Kopf wendrehrt (zum Beispiel jetzt, als sie zum zwanzigsten Mal ans Wohnzimmerfenster hämmert, um meine Mutter anzutreiben, die etwas vergessen hat – ihr Handy, ihre Handtasche, ihren Kopf – und sie wieder hinaufgegangen ist, um es zu holen), sehen ihre Haare streng aus. Sie ist zwei Schattierungen heller als ihr Naturblond gefärbt, immer bis zu den Wurzeln, perfekt geglättet, eng in eine dieser Dutt-Klammern geschlungen und mit zwei Haarstäben garniert. Alice hat Haare, die sagen: »Leg dich ja nicht mit mir an!«

Meine Mutter hat lila Haare. Sie fallen ihr in ungekämmten Wellen über die Schultern, wenn sie fährt, und schwingen, wenn sie den Kopf schüttelt. An ihrem Lipgloss bleiben ständig einzelne Strähnen kleben, die sie dann wegstreicht. Heute hat sie die Nägel in derselben Farbe lackiert. Zu irgendeiner anderen Jahreszeit würde sie auf der Fahrt zur Schule zu Alice auf dem Fahrersitz hinübergreifen oder ihre Haare ordnen, sich die Fingerspitze anfeuchten, um die verschmierten Ränder ihres Kajals zu entfernen oder aus einem Thermosbecher Kaffee trinken wie andere an einer Zigarette ziehen. Aber wir

nähern uns Ende Oktober und Alice ist gestern Abend die Treppe heruntergefallen, also umklammert meine Mutter das Lenkrad, bis die Fingerknöchel über den lila Nägeln weiß werden und wendet den Blick nicht von der Straße ab. Normalerweise würde sie uns auch nicht fahren, aber sie ist überzeugt, dass zu Fuß gehen noch gefährlicher ist.

»Wie geht es deinem Kopf, Schatz?«, fragt sie Alice. Das fragt sie heute Morgen nun schon zum zweiunddreißigsten Mal (zum neunundachtzigsten, seit wir gestern Nacht aus dem Krankenhaus zurückgekommen sind). Sam malt mit einem roten Kuli noch einen Strich auf seine Hand. Jedes Mal, wenn meine Mutter diese Frage stellt, wird Alices Mund kleiner und immer kleiner.

Sam lehnt sich herüber und flüstert mir ins Ohr: »Ich wette mit dir um einen Zehner, dass Alice schreit, bevor es hundert sind.« Ich schlage ein. Sams Griff ist fest und warm. Im Stillen dränge ich Alice, durchzuhalten, bis wir in der Schule sind.

»Ihr habt alle eure Handschuhe, ja?«, fragt meine Mutter gerade. »Und Sam, ich schreibe dir eine Entschuldigung für Chemie. Seid ihr alle warm genug angezogen? Ihr habt doch heute Morgen eure Vitamine genommen, oder?«

»Klar, Melanie!«, sagt Sam zu meiner Mutter. Er grinst mich an. Unter diesem Ansturm wird Alice niemals durchhalten. Meine Mutter wagt einen winzigen Blick auf sie, bevor sie eilig wieder auf die Straße schaut. Alice bindet sorgfältig ein Seidentuch um ihren Kopf, um den Verband zu verbergen. Sie hat sich die Augen mit Kajal dunkel geschminkt, damit der blaue Fleck seitlich an ihrem Gesicht

weniger auffällt. Sie sieht aus wie eine Bilderbuchzigeunerin in Schuluniform.

Wir kommen zu der Kreuzung vor der Schule. Die Haare meiner Mutter peitschen herum, als sie verzweifelt versucht, auf alle Seiten gleichzeitig zu schauen, bevor sie über die spärlich befahrene Kreuzung fährt. Wir kriechen im Schneckentempo darüber. Die anderen Fahrer hupen.

Als sie geparkt hat, lässt meine Mutter ihre Fingerknöchel knacken und schüttelt die Hände aus. Sie nimmt die Sonnenbrille ab und gibt uns jedem ein Pausenbrot. »Also, seid vorsichtig, ja?« Sie drückt Alice liebevoll die Schulter. »Wie geht es deinem Kopf, Schatz?«

Alices Lippen verschwinden. Sie stößt einen kurzen, wortlosen Schrei aus, ohne unsere Mutter anzuschauen, stürzt aus dem Auto und ins Hauptgebäude der Schule. Ich lasse mich auf meinem Sitz nach hinten fallen.

»Her damit, kleine Schwester!«, freut sich Sam.

Als wir aus dem Wagen steigen, gebe ich ihm widerstrebend einen Zehner. Wir winken meiner Mutter zum Abschied zu und sie fährt vorsichtig davon. »Ich bin nicht deine Schwester«, erinnere ich ihn.

Sam legt mir den Arm um die Schultern. »Wenn du das sagst, *petite sœur*«, erwidert er.

Ich schüttle seufzend den Kopf. »Ich weiß, dass das Schwester heißt, Sam. Wir sind zusammen im Französischunterricht.«

Als Sam zu seinem Schließfach geht, um die Bücher für seine erste Stunde zu holen, gehe ich meine beste Freundin im Hauptgebäude suchen.

Bea sitzt hinten in der Bibliothek, ihre Tarotkarten vor

sich auf dem Tisch ausgebreitet. Sie liest gern jeden Morgen die Karten, damit sie weiß, was für einen Tag sie vor sich hat. Bea mag keine Überraschungen. Es würde sie auch nicht überraschen, zu erfahren, dass hinter ihrem Rücken die Achtklässler ein paar Tische weiter flüstern und kichern, aber ich lenke ihre Aufmerksamkeit nicht auf sie. Irgendwie bin ich davon überzeugt, dass Bea jeden, der sie beleidigt, mit dem bösen Blick belegen kann.

Ich ziehe eines der zwei Paar Handschuhe von meinen unangenehm warmen Händen (es ist nicht das Wetter für Mützen und Handschuhe, aber meine Mutter lässt uns ohne nicht aus dem Haus) und rücke den Stuhl hinter mir heran, sodass ich Bea an dem kleinen Tisch gegenüber sitze. Dann lege ich das Kinn auf der Stuhllehne vor mir ab.

»Elsie ist auf allen meinen Fotos«, sagte ich zu ihr.

Bea und ich schauen automatisch durch die Bibliothek zum Fenster. Normalerweise hat Elsie dort um diese Zeit ihre Geheimnisbox schon eröffnet. Die Jüngsten sind immer die Ersten, die zu ihr kommen, bevor es zur Schulversammlung klingelt, bevor der Hausmeister die Umkleiden öffnet und die Bibliothekarin aus ihrem Büro kommt, um uns zu sagen, wir sollten in den Unterricht gehen. Sie kommen einer nach dem anderen, tippen ihre Geheimnisse auf Elsies antiker Schreibmaschine, schlurfen mit gesenkten Köpfen aus der Bibliothek und tun dabei so, als wären sie voll und ganz auf den Inhalt ihrer Schultaschen konzentriert. Elsies Box füllt sich immer mehr mit den Dingen, die man nicht ausspricht. Heute Morgen ist sie allerdings nicht da. Vielleicht ist sie spät dran.

Bea wendet sich wieder mir zu. »Was meinst du damit?«

Ich hole mein Handy heraus und zeige es ihr. Ich deute auf die mausbraunen Haare, die merkwürdigen Schuhe, die Sorgenfalten auf der Stirn von jeder Elsie auf jedem Foto.

Bea nimmt sich viel Zeit für die Fotos. Schließlich blickt sie auf. Ihre Augenbrauen sind zusammengezogen und ihr Mund ist eine dünne Linie. »Cara, das ist ...« Sie schüttelt leicht den Kopf.

»Ein bisschen seltsamer als sonst?« Ich lege die Fingerspitzen an die Stirn und schließe die Augen. Bea liest Tarotkarten und zündet Kerzen für Geister an. Sie sagt, Magie sei überall um uns herum, und lacht, wenn unsere Mitschüler sie eine Hexe nennen. Aber das ist etwas anderes.

Bea geht noch einmal die Fotos durch, scrollt, hält an, tippt auf den Bildschirm und schaut genauer hin.

»Glaubst du, es ist echt?«, frage ich hinter meinen Händen. »Oder glaubst du, ich bin verrückt? Bitte sag nicht beides!«

Bea sagt nichts. Stattdessen mischt sie ihre Karten und legt sie langsam eine nach der anderen auf dem Tisch zwischen uns aus. Sie schaut auf die Karten hinab, dann wieder zu mir auf, und wieder auf die Karten. Als sie schließlich wieder mich anschaut, hat sie einen Ausdruck im Gesicht, den ich lange nicht gesehen habe.

Sie lässt den Blick über meine Wollmütze schweifen, über das Paar Handschuhe, das ich nicht ausgezogen habe, die dicke Leggings, die ich zusätzlich zur Strumpfhose unter meinem Uniformrock trage, das Pflaster an meinem Fin-

ger, die Schiene an meinem Handgelenk, sie nimmt den vagen Duft von Echinacea wahr und die Beklemmung, die mir wie eine seltsame traurige Wolke überallhin folgt.

Bea nickt seufzend. Sie versteht.

Es ist die sogenannte dunkle Zeit, die sich jedes Jahr im selben Zeitraum wiederholt. Unfälle passieren, Knochen brechen, Haut reißt, Blutergüsse sprießen. Vor Jahren versuchte es meine Mutter einmal damit, uns alle einzuschließen, alle harten Kanten mit Schaumstoff und Verbandmull zu polstern, uns in Schichten von Pullis und Handschuhe zu stecken, scharfe Gegenstände und offene Flammen zu verbannen. Wir campierten eine ganze Woche gemeinsam im Wohnzimmer, bis wir von dem vorsichtig bestellten Lieferessen – auf die Türschwelle geliefert und verstohlen von meiner Mutter entgegengenommen, die nicht darüber nachgedacht hatte, wie sie ohne unseren Gasherd Essen kochen sollte – alle eine Lebensmittelvergiftung bekamen und wir die folgenden vierundzwanzig Stunden im Krankenhaus verbrachten. Jetzt decken wir uns jedes Jahr rechtzeitig mit Verbänden und Schmerzmitteln ein. Wir sind vorbereitet. Ohne unsere mindestens drei Schutzschichten verlassen wir das Haus nicht. Wir haben Angst vor der dunklen Zeit. Wir fürchten uns davor, wie leicht Unfälle zu Tragödien werden. Davon hatten wir schon zu viele.

»Alice ist gestern Abend die Treppe heruntergefallen«, erzähle ich ihr. »Von ganz oben. Ihr Kopf ist dabei aufs Treppengeländer geknallt. Sie sagt, es klang wie ein Pistolenschuss in einem Film, nur dumpfer.«

»O Gott.«

»Es war niemand zu Hause. Im Krankenhaus haben sie

gesagt, sie habe eine Gehirnerschütterung, deshalb mussten wir sie wach halten und ständig mit ihr hin und her gehen.«

Beas Augen sind aufgerissen. »Geht es ihr gut?«

»Jetzt schon. Mum wollte nicht, dass wir heute in die Schule kommen, aber Alice hat darauf bestanden.« Ich nehme die Mütze ab und schüttele die Haare aus, dann versuche ich, sie glatt zu streichen. Im Gegensatz zu Alice färbe ich mir die Haare nicht (im Gegensatz zu Alice bin ich auch nicht blond), und sie sind zu kurz, um sie zu glätten, also steht mein ewig herausgewachsener Pixie-Cut in widerspenstigen braunen Spitzen in alle Richtungen, sobald ich Mützen trage.

Bea legt ihre Hände auf meine. Der kleine Finger ihrer rechten Hand sticht durch die Wolle der Mütze, die ich in der Hand halte. »Warum hast du mich nicht angerufen?«, fragt sie. Dann, wie um auf ihre eigene Frage zu antworten, blickt sie auf die Karten hinab. Sie räuspert sich, als wolle sie die Worte herauszögern. Doch dann sagt sie es. »Ich glaube ... diesmal wird es eine schlimme Zeit, Cara.« Sie versucht, mir in die Augen zu schauen, aber ich starre stattdessen auf ihre Karten. Für die Antwort brauche ich eine Minute.

»Wie schlimm?«

Bea berührt sanft meine behandschuhte Hand. Sie sagt es leise. »Eine der schlimmsten.« Sie dreht eine der Karten zu mir um. Darauf ist eine Gestalt auf einem Bett zu sehen, durchbohrt von Schwertern. Mir wird kalt. Mein Knie stößt an eines der Tischbeine und ich spüre einen scharfen Schmerz. Also ich hinabschaue, sehe ich, dass meine Leggings und die Strumpfhose von einem riesigen Nagel zerris-

sen wurden, der aus dem Holz heraussteht. Ein paar Blutstropfen sammeln sich an den Rändern der Risswunde. Ich fühle, wie sich meine Augen mit Tränen zu füllen beginnen.

Bea steht auf und legt die Arme um mich. Sie riecht nach Zigaretten und Räucherstäbchen. »Alles wird gut«, flüstert sie mir ins Ohr. »Wir sorgen dafür, dass dir nichts passiert. Ich verspreche es. Wir können das ändern. Und ich glaube nicht, dass du verrückt wirst. Wir sprechen mit Elsie. Es sieht nicht so aus, als wäre sie heute in der Schule, aber wir sprechen morgen mit ihr. Alles wird gut.«

Ich unterdrücke das panische Gefühl, das in mir aufsteigt, und hole eine Packung Papiertaschentücher mit Piratenaufdruck aus meiner Schultasche. Ich tupfe das Blut von meiner Leggings und versuche dabei mein Handgelenk so wenig wie möglich zu bewegen. Ich erinnere Bea nicht daran, dass mir schon etwas passiert ist, auch wenn es nur ein Kratzer von einem Nagel und ein verstauchtes Handgelenk vom Aussteigen aus dem Auto gestern Nacht sind. So ist es immer: Dinge passieren, es geht immer weiter und wird schlimmer und schlimmer. Ich schaue noch einmal zur anderen Seite der Bibliothek, wo normalerweise Elsies Geheimnisbox steht. Der leere Tisch ist wie eine klaffende Zahnlücke.

2.

Den restlichen Morgen über bin ich vorsichtig, halte mich gut an Geländern fest, achte darauf, wohin ich die Füße setze, meide Ecken und scharfe Kanten. In der Mittagspause geht Alice mit Bea, Sam und mir am Fußballfeld vorbei zu den Bahnschienen hinter der Schule. Wir kommen gern hierher, auch zum Rauchen (die Lehrer kommen selten vorbei und wenn wir dicht genug an den Gleisen sitzen, kann man uns von den Fenstern der Schule aus nicht sehen), aber Alice, die ein Jahr über uns anderen dreien ist, verbringt ihre Mittagspause normalerweise mit ihren Freunden in der Kantine.

»Ich ertrage die ewige Fragerei einfach nicht mehr«, sagt Alice, als ich wissen will, warum sie heute mit uns gekommen ist. »Und das Gestarre.« Ich wende den Blick von ihrem geschundenen Gesicht ab. Sam und ich denken uns in dieser Zeit des Jahres gern komplizierte, sinnfreie Geschichten für unsere Verletzungen aus. Natürlich glaubt

uns niemand. Die Lehrer sagen uns resigniert, wir sollen nicht so übertreiben, und einige unserer Mitschüler nennen uns flüsternd verrückt, aber wenigstens stellt uns niemand zu viele Fragen.

Alice zieht es vor, gar nicht über die Unfälle zu sprechen, auch nicht mit ihren Freunden. Es stört sie viel mehr als uns, wenn Leute in der Schule hinter unserem Rücken über uns reden. Alice stört so einiges.

»Außerdem«, fügt sie nachträglich hinzu, »könnte ich eine Kippe brauchen.«

Bea verkneift sich die Bemerkung, dass Alice nicht raucht. Sie erwähnt auch Alices Blutergüsse und den Verband nicht, der unter ihrem Schal herauschaut. Stattdessen setzt sie sich auf die Kante der Böschung, mit den Zugschienen zu ihren Füßen, und holt ihre Ukulele und eine Schachtel Zigaretten heraus. Sie zündet sich eine an, nimmt einen Zug und gibt sie an Alice weiter. Bea atmet aus und klimpert auf ihrer Ukulele, ihr Gesicht ist in Rauch gehüllt. Mit ihrem leuchtend rot gefärbten Heiligenschein aus lockigen Haaren sieht es aus, als würde sie brennen. Neben ihr sieht die blonde, blasser Alice aus wie Schneeweißchen neben Rosenrot. Obwohl Alice sich selbst nie als ein Mädchen aus einem Märchen beschreiben würde.

Bea bezeichnet Alice gern als eine Spiegelversion von uns: eher praktisch als poetisch. Ich fand immer, Alices Namensschwester würde besser zu Bea passen, aber wir können uns unsere Namen nicht aussuchen. Bea wurde nach einer Shakespeare-Heldin benannt, Alice nach einem Kinderbuch. Jetzt können sie nicht mehr tauschen. Sam weiß nicht, warum seine Mutter seinen Namen gewählt hat, weil sie

kurz nach seiner Geburt gestorben ist. Und was mich angeht, hat meine Mutter immer geschworen, mein voller Name sei Caramel. Manchmal glaube ich ihr das sogar.

Alice reicht die Zigarette wieder Bea, die mehrmals daran zieht. Ihr Lippenstift hinterlässt leuchtend rote Flecken am Filter.

»Manche Leute sagen, eine Zigarette zu teilen ist wie sich zu küssen«, sagt Bea, als sie mir die Zigarette reicht. Ich schließe grinsend die Lippen um den Filter.

»Was für Leute?«, fragt Alice. Alice hinterfragt Bea mehr, als wir anderen es tun. Vielleicht weil Alices Leben ein bisschen mehr in der echten Welt verankert ist als unseres, zumindest sieht sie das gerne so. Sie sagt sich (und sie sagt es uns – laut und oft), dass sie weder an die dunkle Zeit noch an Tarotkarten glaubt, aber manchmal frage ich mich, ob sie die Wahrheit sagt. Sie ignoriert die Bitten meiner Mutter, sich Schutzschichten anzuziehen, aber oft denke ich, das tut sie nur, damit die anderen in der Schule sie nicht anstarren.

»Alle möglichen Leute.« Bea ist an Alices Zynismus gewöhnt. Manchmal glaube ich, sie sagt in ihrer Gegenwart noch mehr provokante Dinge, weil sie die Herausforderung genießt. »Es ist etwas sehr Intimes, die Lippen dorthin zu legen, wo die von jemand anderem eben noch waren, und dieselbe Luft einzuatmen.«

Sam nimmt mir die Zigarette ab. Seine Finger streifen meine.

»Es ist keine Luft.« Alice rupft Grasbüschel aus. Sie hat missbilligend eine Augenbraue hochgezogen, aber sie lächelt. »Es sind Tabak und Teer.«

»Das läuft aufs Gleiche hinaus«, sagt Bea. »Du atmest es trotzdem ein.«

Ich ziehe mein Buch heraus und blicke über die Bahnschienen. Der Tag ist immer noch strahlend, verblasst aber langsam, als wäre er es leid, die Sonne, den Gesang der Vögel und die grünen Düfte der Felder am Stadtrand festzuhalten. Als hätte dieses seltsam warme Oktoberwetter endlich genug davon, so zu tun, als wäre noch Sommer, und würde nur darauf warten, dass der Regen und Wind des Herbstes beginnen, damit es sich wieder echt fühlt.

Sam lehnt sich an mich und wir schwingen unsere Beine über die Schienen. Meine Füße baumeln über dem Eisen und Unkraut: große rote Docs über dicken Socken über kleinen Füßen, die zu leicht brechen könnten. Ich versuche, mich auf meine eselsohrige Ausgabe von *Sturmhöhe* zu konzentrieren, aber ich habe ständig Visionen davon, dass der Zug plötzlich da ist und unsere zerbrechlichen Gliedmaßen zerquetscht. Ich versuche, mir einzureden, dass ich nicht glaube, dass eine Familie jedes Jahr für einen Monat plötzlich und unerklärlich anfällig für Unfälle sein kann. Ich versuche, so zu tun, als könnte ich mich nicht an die Unfälle der Vergangenheit erinnern – an die schlimmen, die großen, die Tragödien.

Unwillkürlich schaue ich zu Alice hinüber. Beas Karten sagten, diesmal würde es besonders schlimm. Und bei den schlimmsten sterben Menschen.

Das Herz klopft mir bis zum Hals statt in meiner Brust. Es gibt zu viele Dinge, die ich zu verdrängen versuche, aber manchmal gelingt es mir einfach nicht. Ich verschränke die Beine unter mir und ziehe Sam und Alice auf die

Böschung, weg von den Gleisen. Sie fragen nicht, warum, setzen sich nur neben mich, im Schneidersitz mitten ins schmutzige Gras. Bea gesellt sich zu uns und spielt leise auf ihrer Ukulele.

Ich stecke mein Buch zurück in die Tasche und wir holen alle unsere Pausenbrote heraus und die Pappbecher mit Tee, die wir uns in der Kantine geholt haben. Der Tee ist kalt geworden, aber wenigstens verbrühen wir uns dann nicht.

Sam nimmt einen Schluck und verzieht das Gesicht. »Lauwarm«, sagt er. »Lecker.« Er schaut mit einem schiefen Lächeln zu Alice hinüber. »Und wie geht es deinem Kopf, Schatz?«, fragt er in einer gar nicht so schlechten Imitation der Stimme meiner Mutter.

»Bäh, hör auf!« Alice neigt den Kopf zurück und verdreht die Augen. »Sie muss wirklich mal lernen, dass *Mir geht's gut* manchmal einfach *Mir geht's gut* heißt.«

Ich schaue Alice zu, wie sie ihr Brot in winzige Stücke reißt und langsam isst. Der Stummel der Zigarette, die sie eben noch geraucht hat, kokelt zu ihren Füßen. Ich weiß nicht recht, ob ich ihr das *Mir geht's gut* auch nur ein wenig mehr glaube als meine Mutter.

»Sie macht sich nur Sorgen um dich«, sagt Bea.

Alice fegt sich Brotkrümel vom Rock. »Die Eltern meiner Freunde machen sich Sorgen, ob sie sich für die richtigen Collegekurse bewerben und dass sie sich betrinken könnten, wenn sie ausgehen«, sagt sie. »Meine Mutter macht sich Sorgen, wenn ich nicht mehr als ein Paar Handschuhe trage. Das ist keine Sorge, das ist krank.«

»Nein, du hast recht«, sagt Sam mit gespielter Ernsthaft-

tigkeit. »Du hast ja schließlich keine ernste Kopfverletzung und warst auch gestern Nacht nicht im Krankenhaus oder so.«

Alice öffnet den Mund, um zu widersprechen, doch bevor sie es tun kann, schalte ich mich schnell ein und wechsele das Thema. »Und für welche Kurse bewerben sich deine Freunde?«, frage ich.

Alice ist eine von denen, die ziemlich viele oberflächliche Freundschaften haben. Sie hängt normalerweise mit den Beliebten der Schule ab, ohne mit einem von ihnen besonders eng zu sein. Sie essen zusammen zu Mittag und sie wird zu allen ihren Partys eingeladen, aber nach dem Unterricht verbringt sie ihre Zeit hauptsächlich mit ihrem Freund Nick, der noch beliebter ist als die anderen.

Nick ist Musiker mit einer abgefahrenen Zupftechnik und einer Stimme wie ein junger Gott. Sein Talent strahlt er einfach aus wie einen Duft, den jedes Mädchen aus einem Kilometer Entfernung riechen kann. Ich schätze, wenn dir dein Freund um drei Uhr morgens epische Liebeslieder singt und dich nach jedem Auftritt auf die Bühne zieht, brauchst du eigentlich auch nicht mehr allzu viele enge Freunde.

Ich dagegen bin eine von denen, die eine kleine Gruppe von sehr engen Freunden haben. Diese Freunde sind Bea und Sam. Es ist, das muss ich zugeben, eine *sehr* kleine Gruppe.

Alice steckt sich ein kleines Stück Brot in den Mund. »Kim will Krankenpflege machen«, sagt sie. »Und Niamhs erste Wahl ist BWL und Französisch. Wenn ich also nicht am *Trinity* für Informatik genommen werde, bin ich mit

ihr an der *DCU*. Das ist aber nur ungefähr so Platz vier auf meiner Liste.«

Alice wird am Ende noch die Erste in unserer Familie, die nichts Künstlerisches oder Literarisches macht, aber ich glaube, das macht für sie auch zum Teil den Reiz aus. »Ich bin sicher, du bekommst deine erste Wahl«, sage ich.

»Wenn ich nicht vorher an Überarbeitung sterbe«, sagt Alice. »Weißt du, dass Mr Murray uns jeden Abend zwei Stunden lernen lässt? Zusätzlich zu den Hausaufgaben?«

»Es ist einfach Oktober«, sagt Sam. »Kein Wunder, dass du so mies drauf bist.«

Alice schubst ihn an der Schulter.

»Was du brauchst«, sinniert Bea, während sie einen Apfel aus ihrer Tasche holt, »ist eine große, verrückte Party, damit bei allen mal wieder die Prioritäten klargestellt werden.«

»Du hast recht«, lacht Alice. »Hausaufgaben sollten niemals Priorität haben.«

»Hausaufgaben!«, ruft Sam plötzlich erschrocken aus. Er fängt an, in seiner Tasche nach seinem Hausaufgabenheft zu wühlen. »Bitte sagt mir, dass wir den Aufsatz über den Ersten Weltkrieg nicht bis heute schreiben sollten!«

»Würde ich ja«, sagt Bea belustigt und beißt in ihren Apfel, »aber dann müsste ich lügen.«

»*Mist!*« Sam zieht sein Geschichtsbuch aus der Tasche und öffnet es auf seinem Schoß. »Habt ihr ihn geschrieben?«, fragt er Bea und mich.

»Nächstes Jahr können wir nicht mehr voneinander abschreiben«, sage ich traurig. »Nicht, wenn wir wie Alice gut in den Prüfungen sein wollen. Und wir werden sie vermutlich auch rechtzeitig abgeben müssen.«

»Niemand«, sagt Bea pathetisch.

»Tja, ich kann euch sagen, dass die meisten in meiner Klasse ihre Hausaufgaben definitiv *nicht* rechtzeitig abgeben«, sagt Alice, während Bea ihren Geschichtsordner aus der Tasche zieht und Sam hinüberreicht. »Bis auf Toby Healy natürlich.«

Toby ist einer der beliebtesten Jungs in der Schule. Er hat rotblondes Haar und eine unerklärliche Bräune und kleine Grübchen, wenn er lächelt. Er ist einer der besten Spieler in der Fußballmannschaft und der Beste seines Jahrgangs, und trotzdem verbringt er fast jeden Abend in der Hausaufgabenbetreuung. Nicht dass ich es bemerkt hätte.

Bea schenkt mir einen schelmischen Blick. »Cara findet Toby süß.«

»Jeder findet Toby süß«, sage ich.

»Ich nicht«, sagt Sam.

»Jeder bis auf Sam findet Toby süß.«

»Du aber doch nicht wirklich, oder?«, fragt mich Sam.

Alices Handy summt. Sie checkt ihre Nachrichten, legt das Handy aber wieder hin, ohne zu antworten.

»Süß oder nicht, es würde nie funktionieren«, sagt Bea vergnügt. Ich will gerade protestieren – obwohl ich nur sehr vage an Toby Healy interessiert bin, habe ich das Gefühl, dass ich mich verteidigen sollte –, aber Bea spricht weiter: »In unserem Pariser Loft ist zum Beispiel nur Platz für drei.«

Sam, Bea und ich haben einen sorgfältig ausgetüftelten und oft in Tagträumen ausgesponnenen Plan, was wir nach der Schule tun werden. Wir werden gemeinsam nach

Dublin ziehen, um Literatur und Philosophie zu studieren, was uns die Ausbildung verschafft, die wir brauchen, um nach Paris durchzubrennen, wo Sam Regisseur für französische Arthouse-Filme wird, ich meine Tage in staubigen Buchhandlungen verbringe und Bea die Miete bezahlt, indem sie als Künstlermodell arbeitet (nackt natürlich).

Ich gebe Bea einen spielerischen Klaps und korrigiere ein paar Zeilen von Sams Geschichtsaufsatz mithilfe der Notizen in meinem eigenen Heft. Alices Handy summt wieder.

»Weiß dein Freund nicht, dass du gerade in der Schule bist?«, fragt Bea, als das Handy jetzt anfängt zu klingeln.

»Bin gleich wieder da«, sagt Alice, steht auf und entfernt sich ein Stück, um ranzugehen. Nick ist seit vier Jahren mit der Schule fertig, wer weiß, was man in der Zwischenzeit so alles vergisst.

Bea beginnt eine neue Melodie auf ihrer Ukulele. Ich erkenne sie als einen der besonders deprimierenden Folksongs, die sie so gern spielt. Ms O'Shaughnessy, die Irishlehrerin, ließ Bea den Song vor ein paar Wochen im Unterricht auf Gälisch singen. Seitdem haben sie und der Musiklehrer, Mr Duffy, kein anderes Thema als Beas »neue Herangehensweise an die traditionelle Musik«, aber keiner in der Folkband der Schule will eine Ukulele in der Band. Oder vielleicht wollen sie auch nur Bea nicht.

Alice kehrt mit einem Lächeln zurück. »Er hat mir Blumen geschickt«, sagt sie und geht in die Hocke, um ihre Sachen in ihrer Tasche zu verstauen. »In die Schulkantine. Er dachte, ich wäre jetzt dort. Kim sagt, es sind ein Dutzend Rosen in einer großen Glasvase. Alle sprechen darüber.«

Ich will Alice gerade fragen, was der Anlass ist oder ob Nick einfach nur romantisch und spontan ist, als der Boden unter uns zu beben beginnt. Die Gleise singen. Wir drehen uns zu dem Zug um. Er fliegt an uns vorbei wie ein Vogel, kreischend und gellend. Hinter den Fenstern sieht man Gesichter vorübergleiten. Die Haltestelle ist nicht weit von der Schule entfernt und der Zug wird schon langsamer. In einem der Abteile meine ich die Spiegelung von uns zu sehen, aber anders, verzerrt vom Licht und dem Himmel auf der anderen Seite des Fensters.

Die vier sehen aus als wären sie für eine Kostümparty gekleidet. Die Rothaarige, die aussieht wie Bea, könnte als Meerjungfrau verkleidet sein, mit schuppiger Haut und allem. Ich stelle mir vor, dass in ihrem Gesicht ein Seestern klebt und dass ihr paillettenbesetztes Kleid in Flossen endet. Ein anderes Mädchen mit hellbraunen Haaren, so kurz wie meine, hat die Beine auf dem Tisch zwischen sich und der Meerjungfrau abgelegt. Sie sieht fast aus, als trüge sie ein seltsam fließendes Kleid in der Farbe von Ölpfützen mit blaugrünen Feenflügeln an den Schultern und silberne Converse. Die Flügel sind gegen die Sitzlehne hinter ihr gepresst. Das Mädchen, das neben der Meerjungfrau sitzt – in derselben Position wie Alice, die neben Bea im Gras kauert – scheint als Baum verkleidet zu sein. An ihrem Gesicht und dem moosigen Kleid stecken Blätter, und Zweige und kleine Blüten sind durch ihre langen blonden Haare geflochten. Der Junge, der neben dem Feenmädchen sitzt, sieht aus wie einem Stummfilm entsprungen. Seine Haut ist grau und er scheint eine Art Varieté-Zirkusdirektor-Zylinder auf seinen schwarzen Haaren zu tragen. Ich bin

ein bisschen enttäuscht, als der Zug weiterfährt, denn der Junge ist wirklich ziemlich schön.

»Ich frage mich, wohin sie fahren«, sage ich zu Bea, die ebenfalls dem Zug nachblickt.

Alice, einhändig tippend, steht auf, wirft sich die Tasche über eine Schulter und eilt aufs Schulgebäude zu.

»Wohin fährt wer?«, fragt Bea abwesend und dreht sich zu Alice um. Sie spielt ein paar laute, scharfe Akkorde auf ihrer Ukulele.

»Die Kids in dem Waggon gerade eben«, sage ich. Sie und Sam schauen dem fahrenden Zug nach, aber natürlich ist der Wagen mit den verkleideten Jugendlichen schon weg.

»Was für Kids?«, fragt Sam.

Bea zuckt die Achseln. »Ich habe nicht bemerkt, dass da jemand drin war.« Sie schlägt versuchsweise ein paar Akkorde an. »Ich habe nur unsere Spiegelung in der Scheibe gesehen.«

Ich reiße den Kopf herum, um dem Zug nachzuschauen, aber jetzt ist er weg. Vielleicht halluziniere ich nur vom Schlafmangel. Ich denke an das Krankenhaus gestern Nacht: an die Krankenschwestern, die uns inzwischen mit Namen kennen, wie wir Alice immer hin und her führen mussten, ihr Fragen stellten, sie wach hielten. Mein Knie juckt um den kleinen Schnitt von vorhin, wo das Blut die Strumpfhose an die Haut geklebt hat.

Den ganzen Rest des Tages habe ich Schwierigkeiten, mich zu konzentrieren. Als es um drei Uhr läutet, folge ich Sam und Bea zur Sporthalle, aber statt hineinzugehen, um mich umzuziehen, bitte ich Mrs Smith, die Sportlehrerin, mir wegen meines verstauchten Handgelenks freizugeben



Moira Fowley-Doyle

Wenn der Sommer endet

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-16407-5

cbt

Erscheinungstermin: Juni 2016

Zeit der Dunkelheit, Zeit der Geheimnisse ...

So lasst uns die Gläser erheben auf die dunkle Zeit ... Die dunkle Zeit, wie die 17-jährige Cara, ihre Schwester Alice und ihre restliche Familie es nennen, scheint wie ein Fluch, der sie einmal im Jahr für ein paar Wochen heimsucht. In diesem Zeitraum passieren Unfälle, geliebte Menschen sind schon gestorben. Und dieses Jahr soll es eine der schlimmsten dunklen Zeiten werden, prophezeit Caras Freundin Bea. Mysteriöse Dinge geschehen und bald weiß Cara nicht mehr, was Traum und was Realität, was Magie und was echt ist. Die Grenzen verschwimmen, und als lange vergessene tragische Ereignisse ans Licht kommen, könnte es für Cara, ihre große Liebe Sam und ihre Schwester Alice schon zu spät sein ...



[Der Titel im Katalog](#)